Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles

Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft

Band: 7 (1964)

Heft: 1

Artikel: Die Bücher meines Vaters

Autor: Kahl, Konrad

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-387996

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KONRAD KAHL (ZÜRICH)

DIE BÜCHER MEINES VATERS

In dem kleinen Wohnzimmer der ersten elterlichen Wohnung erschien der Bücherschrank groß. Er war in den Werkstätten des Vaters gebaut worden und nahm sich mit seinen drei verglasten Türen und dem geschlossenen Truhenschrank fast wie ein nachgeahmtes Hauptstück holländischen Barocks aus. Da ich das Lesen ohne Mühe erlernte und nicht zuletzt dank väterlicher und mütterlicher Förderung bald das wurde, was ich immer bleiben sollte, nämlich ein Leser, war dieser Bücherschrank für mich voll feierlicher Bedeutung. Der Umgang damit wurde dem Heranwachsenden allerdings kaum erschwert. Wie Thomas Mann hielt mein Vater dafür, daß Kinder durch Bücher, welche zu früh in ihre Hand gelangen, keineswegs verdorben werden können. Viel gefährlicher schien alle Geheimnistuerei und das Abschließen verbotener Zonen, welchen sich kindliche Neugierde bald ungeduldig zuzuwenden pflegt.

Unser Bericht wäre langweilig, ja entbehrte nicht ganz des Anmaßenden, wenn man lediglich auf den Wert des Zusammengetragenen abstellen wollte. Des Vaters Bücher bilden kein eindrucksvolles, in irgendeinem Gebiet zu einiger Vollkommenheit gediehenes Ganzes; sie sind es um so weniger, als der Handwerker und Kaufmann alle Werke über die Geschichte der Baukunst, die Stilgeschichte des Möbels und der Innendekoration, über Form und Maß in der Betriebsbücherei seines Innenausbauunternehmens aufgestellt ließ, welches er zusammen mit seinem Partner, einem Kaufmann aus altbernischer Familie, im Jahr 1900 begründete und im Lauf der Jahrzehnte durch Werkstätten erweiterte.

Er hatte, wie man kurz und bündig zu sagen pflegt, mit nichts angefangen. Er wuchs in Kassel als Sproß einer verarmten hessischen Bauernfamilie auf und erlernte dort den Beruf eines Tapezierer-Dekorateurs; mit dreizehn Jahren verlor er den Vater. Als er am Silvester 1899, von Paris her durch Lothringen zureisend, in Zürich ankam, besaß er außer einigem Erspartem nichts als seine ausgezeichneten Fachkenntnisse, ein tiefes Zutrauen zum guten Ende seiner Bestimmung und die wunderbare Unbefangenheit des Dreiundzwanzigjährigen, der, von des Gedankens Blässe unangekränkelt, am rechten Ort zupackt, Aufgaben sucht, klar erkennt und aus eigener Kraft zielbewußt löst. Die ersten rohen Striche zum Porträt des Vaters zeigen wohl alles andere denn einen künftigen Leser.

Sein Leben wurde durch seinen Beruf geprägt; er übte ihn bis zu seinem dreiundsiebzigsten Jahr aus. Einen großen Platz in seinem Dasein nahmen die elementare Liebe zum Wasser, die Lust am Segelsport, Jagdeifer und die Freude an Gebirgswanderungen ein. Musealer Sinn setzte sich in einer Sammlung von Schiffsmodellen ein Denkmal, und einige Planmäßigkeit ließ sich später auch in der Zusammenstellung von Büchern über Segelsport, Schiffahrtsgeschichte und Modellbau erkennen.

Mein Vater war ein durchaus praktischer, zur Tat berufener Mann. Geistiger Bestrebung oder geistiger Berufung war er sich bei aller rationalen Wesensart nicht bewußt. So wie er im Leben meist nach dem Richtigen griff und von einem tiefen Zutrauen zu dem, was die Alten Kairos nannten, erfüllt war, schaffte er sich auch seine Bücher an, die dem Nachgebornen verraten, auf welche Weise der Vater ein Geschöpf des aufgeklärten späteren neunzehnten Jahrhunderts gewesen ist.

Also auch in der Philosophie! Fangen wir mit der vornehmsten Wissenschaft an, was

wir uns um so eher erlauben dürfen, als sich der alte Mann, dem die Augen zuletzt den Leserdienst versagten, aus Plato vorlesen ließ. In einem Exemplar des «Zarathustra» fand ich des mit 36 Jahren verstorbenen Großvaters einziges Bildnis, das hier als Buchzeichen diente. Die handliche fünfbändige Insel-Ausgabe der «Sämtlichen Werke» Arthur Schopenhauers stand gleichsam als Vorankündigung Nietzsches hinter den Glastüren des Bücherschrankes.

Ich glaube zwar nicht, daß der Vater je den Zugang zu diesen Werken planmäßig gesucht hat. Ganz «Neunzehntes» verkörperte ihm aber Hippolyte Taines zweibändige «Philosophie der Kunst», von zarter Frauenhand zugeeignet, und schon beginnt sich ein Zusammenhang anzudeuten, wenn man die beiden Reden von Carl Stumpf (1848–1936) «Leib und Seele» und «Der Entwickelungsgedanke in der gegenwärtigen Philosophie» (1902) entdeckt. Und gewiß fehlen «Die Welträthsel, gemeinverständliche Studien über Monistische Philosophie» (1899) von Ernst Haeckel, Professor an der Universität Jena, nicht. Paßt C. H. Merays «Weltmutation – Schöpfungsgesetze über Krieg und Frieden und die Geburt einer neuen Zivilisation» (1918) nicht ins Bild des Mannes, der keiner Kirche traute und, soviel der Sohn zu beobachten in der Lage war, die Bibel nie zur Hand nahm, obgleich sich im väterlichen Zutrauen zur unbedingten Richtigkeit der Weltordnung und zu seiner eigenen unausweichlichen Bestimmung in ihr eine verhaltene Frömmigkeit unauffällig Ausdruck gab. Robert Saitschicks «Wirklichkeit und Vollendung – Gedanken zur Menschenkenntnis und Lebenswahrheit» (1911) sowie Rudolf Euckens «Lebensanschauungen der großen Denker» (1896) bezeugen ein Bedürfnis nach nachzuholender vertiefter Bildung.

Ein tief verwurzeltes, fast mystisches Zutrauen zur Natur gab sich im Sammeln von Steinen Ausdruck. Zum Pflanzenreich öffnete der Umgang mit dem Holz des eignen Handwerks und die Liebe zum Wald des Jagdganges den Weg. Ein eigentliches naturwissenschaftliches Interesse, dem aber jegliche Systematik abging, offenbarte sich in der regen Benutzung der an bevorzugtem Ort aufgestellten zehn Bände von «Brehms Tierleben».

Obgleich die kunstgeschichtlichen Bücher, wie angedeutet, im Betrieb standen, um dem beruflichen Tagwerk dienstbar zu sein, fehlte zu Hause das nicht, was zum Nachdenken über die bildende Kunst anregte. Gestalt und Wort Heinrich Wölfflins zogen den Vater stark an; eine besondere Vorliebe empfand er für die praktische Geistigkeit des Verfassers von «Form als Schicksal» (war dies nicht auch sein eigener handwerklicher Auftrag?); Karl Scheffler (1869–1951) war ihm aber vor allem durch den Inselband «Du sollst den Werktag heiligen» nähergekommen. Der Vater hat selten Bücher am Rand angestrichen; dies hätte der ihm natürlichen Ordentlichkeit widersprochen. Doch durch den österreichischen Architekten Adolf Loos (1870–1933) fand er sich so sehr persönlich angeredet, daß ers oft mit dem Bleistift am Rand kundtat. «Ins Leere gesprochen 1897–1900» war nicht ins Leere, sondern in die Zukunft des heutigen Bauens prophetisch gesprochen. «Trotzdem» (1930) war dem Vater ein fast kongenialer Buchtitel, und in Claire Loos' Erinnerungen «Adolf Loos privat» (1936) lebte der Geist des Mannes fort, der Bauen und Wohnen weit ausschauend neu dachte – und uns das Notwendige auch mit Energie und Humor zu sagen verstand.

Auf den Vater paßte das englische Scherzwort «Wer mit zwanzig kein Sozialist ist, hat kein Herz; wer es mit fünfzig noch ist. muß als Dummkopf angesehen werden» genau. Auf eine Auseinandersetzung mit der deutschen Sozialdemokratie deutet «Das Erfurter Programm in seinem grundsätzlichen Theil», erläutert von Karl Kautsky (1892), hin; «Das Kapital» von Karl Marx hat erst der Sohn ins Haus gebracht.

Sehr «neunzehntes Jahrhundert» bleiben Friedrich Theodor Vischers «Auch Einer», Rudolf Herzogs «Wiskottens» und Felix Dahns dreibändiger «Kampf um Rom». Gustav Freytags «Soll und Haben» hat sich nicht erhalten, und Theodor Fontane blieb wahrscheinlich unbekannt. Jacob Burckhardts «Kultur der Renaissance in Italien» stand im Zusammenhang mit Italienreisen, die allerdings nie bis Rom führten.

Zu den Werken, welche der alternde Mann mit besonderm Genuß und lebendiger Einfühlung in ähnliche Erfahrungen las, zählte Ludwig Köhlers Buch «Ein Schweizer wird Schweizer». Offenbaren die erhaltenen Bücher, ob der Vater mit dem Land seines Herkommens verbunden blieb? Bewunderung erfüllte ihn für die starke, entschiedene Persönlichkeit Bismarcks (trotz seiner Sozialistengesetze!). Zu den oft in die Hand genommenen Büchern gehörten dessen «Gedanken und Erinnerungen», zu deren beiden Bänden von 1905 sich 1921 der dritte mit seiner harten Kritik an Wilhelm II. gesellte.

Der Erste Weltkrieg! Dem Vater bangte stets vor einem Aufgebot; obgleich schon 1905 ermuntert, bei der Zunft zum Kämbel als Beduine mitzureiten, und als Mitglied des «Lesezirkels Hottingen» mit Zürichs geselligem und geistigem Leben bald eng verbunden, beeilte er sich nicht, um die Einbürgerung nachzusuchen. Er erhielt seinen Zürcher Bürgerbrief erst am 29. Juli 1920. Der weltbürgerliche Zug in seinem Wesen mochte ihm den Abschied aus früherer Staatszugehörigkeit um so leichter machen, als er oft rühmend davon sprach, wie er in Staatskunst, Mundartpflege und Brauchtum der Schweiz so manches vorfand, was das wilhelminische Deutschland verschüttet habe. Er war stolz darauf, dies später beim Lesen des «Frühlings in der Schweiz» durch Ricarda Huch bestätigt zu finden: «Hier in der Schweiz schien mir das wahre, das unentstellte Deutschland zu sein, dem ich mich zugehörig fühlte, hier wurden noch die beiden großen Tendenzen des mittelalterlichen Reiches, die universale und die föderalistische Idee, hochgehalten und verwirklicht. Auch die eigentümliche Mischung von demokratischen und aristokratischen Elementen, wie sie in den Städten des Mittelalters sich ausgebildet hatte, war hier erhalten geblieben.»

Einige Broschüren erinnern durch ihre Titel daran, welche Probleme meinen Vater 1914 bis 1918 beschäftigten. Da ist die Rede «Vom Recht zum Kriege und vom Siegespreis», gehalten am 9. Oktober 1914 von seinem ihm nicht verwandten Namensvetter D. Dr. jur. et med. Wilhelm Kahl (1914), ferner des Königlich-Preußischen Hauptmanns a. D. Hartwig Schubart «Mahnwort an das deutsche Volk; ein Versuch, zum Frieden zu helfen: Deutsche Schuld am Kriege», welches in Zürich 1917 bei Orell Füßli herauskam; da sind Theodor Wolffs «Vollendete Tatsachen 1914–1917» (Berlin, 10. November 1917), und da steht noch ein bescheidenes grünes Heft «Was wollen wir und was tun wir», welches ein «Verband der Deutschen in der Schweiz» nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs in Zürich herausgab. Seite an Seite stehen also zwei Hefte, deren eines nationale Selbstanklage erhebt, während das andere gegen den Vertrag von Versailles Sturm läuft, ohne ernsthaft nach den Umständen und Verantwortlichkeiten des Kriegsausbruches im August 1914 zu forschen. Die vergilbten Hefte sind heute nur noch im Blick auf die europäischen Schicksalsdaten 1933 und 1945 lesenswert.

Der Vater hatte in Deutschland keine Mundart erlernt. Es erstaunt deshalb fast, daß sich auf den Schäften – wahrscheinlich als spätere Gaben der in Kassel verbliebenen Schwestern – Heinrich Jonas' «Fünf Geschichderchen von Kasseläneren die de in d'r Wulle gefärwed sinn» (1904) und K. Berndts «Allerhand vom Fulleschdrand» (1910) und das «Kurhessische Anekdotenbuch» erhalten haben. Walter Kramms «Kassel – Wilhelmshöhe – Wilhelmsthal» steht in den Ausgaben von 1933 und 1950

daneben; zwischen der ersten und der zweiten Ausgabe fiel die Stadt der Jugendjahre in Trümmer. Paul Heidelbachs «Kassel – Ein Jahrtausend hessischer Stadtkultur» (1957) verschönte die letzten mit Vorlesen verbundenen Teenachmittage des Zweiundachtzigjährigen.

Frankreich war aus dem Blickfeld des Handwerkers aus fränkischem Stamm auch durch den Ersten Weltkrieg nicht zu verbannen. Man kann nicht einen künstlerischen Beruf ausüben und zugleich seine Liebe zu Paris verleugnen. Auf schlechtem Holzpapier hat sich Henry Barbusses «Das Feuer» erhalten. Das Buch erschien 1917 bei Rascher & Cie. in L. von Meyenburgs Übersetzung. «Clemenceau spricht» – die Unterhaltungen des Kriegspremiers mit seinem Sekretär Jean Martet (1930) – verliehen Frankreichs Willen zur Macht eine Stimme, wie einst Alexander (sic) Dumas' «Drei Musketiere» die verborgen romantische Seite des jungen Lesers von Frankreich her in gotischen Lettern angesprochen hatten.

In volkstümlich-handlichen Ausgaben standen uns Kindern auch «Grimms Märchen» zur Verfügung. Der Vater erinnerte nicht ohne Stolz daran, in der Nähe der Apotheke zur Welt gekommen zu sein, wo Dortchen Wild (deren Vater von Bern nach Kassel ausgewandert war) Jacob und Wilhelm Grimm des Volks Geschichten erzählte. Es bezeichnet allerdings die Eigenart des Kasseler Schulunterrichts in dem 1866 durch Preußen eroberten Lande, daß dem Knaben sonst keine ausgeprägte Liebe zu den großen Gestalten des hessischen Volkes und zu vorbildlichen Gelehrtenfamilien wie den Justi in Marburg eingepflanzt worden war. Karl Simrocks Sammlungen «Die deutschen Sprichwörter» und «Die deutschen Volkslieder» erhielten – und hier wurde er für einmal fast zum Bibliophilen – nach Vaters genauer Anweisung ein hübsches Ledergewand.

Der Liberale konnte erst nach 1945 zum Land des Herkommens wieder eine geklärtere Beziehung finden. Wie freute es ihn, zu dessen letzten Lesevergnügen neben Herman Melvilles «Moby Dick» die Straßburger Erinnerungen «Ausblick vom Münsterturm» aus der Feder der Frau Elly Heuß-Knapp zählten, daß er am achtzigsten Geburtstag den gedruckten Vortrag «Was ist Qualität? Zur Geschichte und zur Aufgabe des deutschen Werkbunds» mit dem Namenszug des von ihm hochverehrten Bundespräsidenten Theodor Heuss empfangen durfte.

Obgleich der nördlich der Mainlinie Geborene sonst zum Genius Schwabens oder des barocken Bayern nie ein lebendiges Verhältnis fand und die bäuerliche Trockenheit des hessischen Landvolkes trotz residenzstädtischem Herkommen nie ablegte, band ihn an Hermann Hesses Erzählerkunst eine schöne Zuneigung; als ich ihm eines Abends auf der von Reben umrankten Terrasse seines Hauses die biedermeierlich anmutende eigene Erzählung «Leben mit Büchern» ohne Angabe des Verfassernamens vorlas, meinte er, das Klima der Novelle «Der Novalis» wiederzuerkennen.

Zum Gelesensten in des Vaters Bücherei zählten die Werke Jeremias Gotthelfs (allerdings in Sutermeisters unzulänglicher, bebilderter Ausgabe), Gottfried Kellers und Conrad Ferdinand Meyers (in dessen Haus der Vater als Innenarchitekt später für Frau Camilla Meyer zu wirken berufen war). Heinrich Federer, Jakob Schaffner, Paul Ilg, Ernst Zahn, Jakob Christoph Heer, Meinrad Inglin erhielten in den väterlichen Stuben Hausrecht. Zu zahlreichen Schriftstellern gewann er durch die Lesezirkelabende eine persönliche Beziehung. Der Vorstand hatte ihn beauftragt, zur Bequemlichkeit der Vortragenden jeweilen einen passenden Tisch, einen Stuhl und eine Stehlampe auf die Tonhallebühne zu bringen.

Die aus dem Untertoggenburg stammende Gattin, eine rege Benützerin der nahgelegenen Bibliothek des «Lesezirkels Hottingen», trug Johannes Dierauers «Geschichte der Schweizerischen Eidgenossen-

schaft» ins Haus, welche dem Vater das Entstehen des Gemeinwesens erschloß, in das er hineinwuchs. Es bezeichnet seine Furcht, sich irgendwie aufzuspielen oder für etwas auszugeben, was er nicht war, daß er in Gesellschaft immer noch Hessen und das einst so anmutige Kassel meinte, wenn er als alter Mann von seiner Heimat sprach. Hinter dem Wort stand keine politische Wirklichkeit mehr, denn in seiner Auswanderung hatte sogar etwas wie verspätetes Achtundvierzigertum nachgeklungen.

Wie offen sein Sinn für die untergründige Schweiz war – die Schweiz der Masken, der Bräuche, des Zürcher Sechseläutens, dem er Jahr um Jahr ein treuer Zuschauer und einmal auf der Zunft zum Weggen ein Gast war – beweist der begeisterte Eifer, mit welchem er das Buch des Altdorfer Arztes Ludwig Renner «Goldener Ring über Uri» (1941) las. Die Schweiz als geschichtliche und staatliche Wirklichkeit trat ihm täglich wohl am deutlichsten beim Lesen der «Neuen Zürcher Zeitung» entgegen. Das künftige Mitglied der «Antiquarischen Gesellschaft in Zürich» wollte selbstverständlich die Veröffentlichungen der NZZ über «Verfassung und Stände des alten Zürich» von Leo Weisz (1938), des gleichen Historikers «Politische Erziehung im alten Zürich» (1940) und das heute leider vergriffene, prächtige vaterländische Panorama «Lebendiges Schweizer Erbe» (1941) in eignem Besitz halten.

Mein Vater war keiner andern als der deutschen Sprache mächtig. Mächtig? Das Wort ist wohl erlaubt; denn er besaß die Gabe, sich einfach, klar und mit männlicher Entschiedenheit auszudrücken und schrieb in einem sichern, anspruchslosen Stil. Er mied das Fremdwort und liebte es, von Satzungen zu reden, wenn man Statuten meinte.

Deutschlands Dichter standen in meist roten halbleinenen bescheidnen Bänden auf den Schäften! Kleist, Börne, Uhland, Rükkert, Körner, Heine, Reuter. Ich weiß nicht, ob sich der Vater diesen in unanmutiger Fraktur gedruckten Bänden oft zugewendet hat; doch bin ich gewiß, daß er Storm und vor allem Hebel lesend liebte.

Goethe kam erst durch das Zwiegespräch zwischen Sohn und Vater und dank der mütterlichen Weihnachtsgabe der sorgfältig gebundenen Sanssouci-Ausgabe ins Haus. Schiller stand in einem unschönen Riesenband da, welcher später durch eine Insel-Ausgabe abgelöst wurde. Zu Goethe und Schiller kam man ja im Theater; doch Friedrich Lienhards «Einführung in Goethes Faust» (1913) fehlte nicht. Ungebrochene Naturen wie der Vater verlangen nicht nach «Sekundär»-Literatur. Sie werden der Grenzen ihres Verständnisses nicht gewahr und begnügen sich mit der Einheit des ihnen gegönnten Erlebens. Immerhin stand den zwölf roten Bänden der Schlegel-Tieck-Übersetzung William Shakespeares die zweibändige Arbeit Max J. Wolffs: «Shakespeare – Der Dichter und sein Werk» (1905) zur Seite.

Je mehr Bücher man hat, desto deutlicher wird man auch des Fehlenden peinlich gewahr. Fritz Ernst bemerkte einmal in der «Librairie Française» zu mir: «Man stirbt, und ehe man stirbt, muß man innewerden, daß man nichts gelesen hat.» Uns fehlten – sieht man von den gern und oft befragten Atlanten und Globen ab – ganze Erdteile. China, Japan, Indien schwiegen. Das jüdische Altertum sprach durch die Lutherbibel – doch ganz Hellas und Rom teilten sich nur durch Bände kunstgeschichtlicher Anschauung mit. Italien: das war eben Goldoni, Pirandello von der Bühne aus. Weder Dante noch Cervantes weihten in die höchsten Ausprägungen des nationalen Genius ihrer Völker ein. Die Psychologie fristete ein kümmerliches Dasein: je ein Bändchen Manfred Bleuler, Walter Gut, Magnus Hirschfeld und Jakob Kläsi vertraten sie allein, ehe Spätere, Sigmund Freud und Carl Gustav Jung, einen allerdings schmal gebliebenen Platz einzuräumen gesonnen waren.

Was fehlte weiter? Nun, Goethe fehlte

lange. Es fehlten Anthologien deutscher Dichtung; die Österreicher Grillparzer, Stifter, Rilke, Hofmannsthal schienen verbannt. Hölderlin war nicht gegenwärtig. Doch etwas viel Passenderes war leibhaftig da – wenn sich der Sohn nicht täuscht, durch einen Überseekaufmann geschenkt, der den Vater wie so mancher andere Auftraggeber des Hauses in ein über das Geschäftliche hinausgehendes Gespräch gezogen hatte: zum Teil in köstliche Jugendstileinbände gefaßt, treten Sudermann in zehn, Gerhart Hauptmann in zwei und Arthur Schnitzler in zwei Bänden auf. Auch Frank Wedekind ist vertreten. Der deutsche Naturalismus bildet ein kräftiges Gegengewicht zu Emile Zola, dessen Werk der Vater gut gekannt zu haben scheint. Er muß sich «Germinal», «Therese Raquin» und den Warenhausroman «Au Bonheur des Dames» in Leihbibliotheken geholt haben, denn er erwähnte diese Werke oft, ohne sie selbst zu besitzen. Das gleiche gilt für Dostojewski und Tolstoi; Björnstjerne Björnson hingegen steht gedruckt da. Selma Lagerlöf, Sigrid Undset holte man im «Lesezirkel». J. Anker Larsen und Gunnar Gunnarsson stellten einen Norden dar, der dem Vater besonders seit einer Stockholmer Reise viel bedeutete. Hendrik Ibsen «las» man vor der Pfauenbühne, die Vater und Mutter so sehr liebten, daß aus ihren drei Kindern wiederum Theaternarren wurden.

Grundsätzlich mißtraute der Vater als Tatmensch den Romanschriftstellern. Er hielt sich an die Geschichte der Völker und liebte die Betrachtung der großen Persönlichkeit, wie sie ihm in dem dreibändigen, damals vielgekauften Werk «Menschen, die Geschichte machten» (Wien 1931) entgegentrat. Trug Heldenverehrung August Fourniers dreibändige Biographie «Napoleon I.» (1904) auf das Bücherbrett, wo auch Franz Kuglers «Geschichte Friedrichs des Großen» und Mirko Jelusichs «Cromwell» standen? – Auch in Axel Munthes «Buch von San Michele» begegnete er einer Kunst des Erzählens, die ihm behagte. Glaubwürdig erschienen ihm Edwin Erich Dwingers Kriegsberichte «Die Armee hinter Stacheldraht» (1929) und «Zwischen Weiß und Rot» (1930). Zu seinen stärksten Lesereindrücken allerdings gehörte das ihm auf Weihnachten 1938 von der Gattin geschenkte Buch Eugen Diesels: «Diesel – der Mensch – das Werk – das Schicksal» (1937), da es ihm, dem Handwerker und Unternehmer, den «homo faber» in seiner ganzen Größe, Würde und Gefährdung darstellte. «Diesel» war Gegenstand manches häuslichen Tischgesprächs.

Mein Vater las auch jene Bücher zu Ende, die er ablehnte. Zu seinen großen Abneigungen gehörte Thomas Mann, was hier nicht verschwiegen zu werden braucht, da der Sohn sie durch Kenntnis und Verehrung gutzumachen trachtete. Als Handwerker, der auch ein Leser ist, blieb ihm die Gestalt Tonio Krögers nicht ganz fremd.

Die «Buddenbrooks» waren dennoch ein oft besprochenes Buch im Haus. Aber verriet sich der Vater in seiner Abneigung nicht, wenn er, der ja aufzusteigen bestrebt war, den Roman des Verfalls einer lübischen Familie gleichsam aus dem Bewußtsein verdrängte? Er war kein kritischer Leser, sondern glich auch in den alten Tagen dem jungen Menschen, der nach dem Lesen eines Buches freudig verkündet: «Und es ist alles wahr!» Zur Kunst des Dichterischen hatte er eben nie das Verhältnis des Überlegenden, Untersuchenden; ein Ganzer begegnete ungebrochen etwas Ganzem. Gab es keinen Widerhall, nun, dann legte man das Buch beiseite, ohne sich dessen zu schämen.

Aldous Huxley beklagt einmal, daß die meisten Leute die Schwelle nie mehr überschritten, welche ihrem Wissen durch das Ende der Schulpflicht gesetzt wird. Wilhelm Kahl, der die Bürgerschule seiner Vaterstadt mit dreizehn Jahren verlassen hat, um seine Berufslehre zu beginnen, weitete und vertiefte sein Wissen bis zuletzt. Früh ermunterte er uns zum Gebrauch des zwanzigbändigen Konversationslexi-

kons. Es verging selten eine Mahlzeit am Familientisch, da man nicht nach dem «heiligen Meyer» griff (Ausgabe von 1902–1908). Der Vater wich keiner kindlichen Frage aus und es gab für ihn keine Frage, die nicht saubere, genaue und verläßliche Beantwortung verdiente. Man mag überlegen, ob die «Bildungs-Avitaminose» einer schwierigen Jugendzeit dem späteren Wissensdrang nicht zugutekam. Jedenfalls gehört der Zug ins Enzyklopädische so manches angeregten häuslichen Tischgesprächs zu jenen Erinnerungen, welche den Schreibenden mit der tiefsten Dankbarkeit gegen sein Elternhaus erfüllen. Die Freude am Wissen war im Wesen des Vaters ein Zeichen angeborener Ehrfurcht vor einer wissenswerten Schöpfung; neben der besten Tageszeitung blieb dem Vater gerade das Lexikon eine Hoch-Schule des Weltverständnisses im positiven Wissen. «Glauben, das heißt: nicht wissen», war sein Spottwort, tief aus den Grundanlagen des neunzehnten Jahrhunderts hervortönend.

Dieser Inhaber eines dem schönen Wohnen dienenden handwerklichen Unternehmens war mit einem sicheren, feinen Gefühl für das Echte begabt. Augen und Tastsinn hatten ein inniges Verhältnis zu Holz und Stein, Metall und Gewebe. Alles, was billig aussah oder gar seinen geringen Wert durch Tand verhüllte, haßte er mit einer geradezu körperlichen Abneigung. So erstaunt es fast, daß er wohl zum Buch als wertvollem Inhalt, nicht aber zum Buch als schönem Körper ein Verhältnis fand. Für meine unplatonische Bücherliebe hatte er keinen Sinn, und er stimmte gar nicht in meine festliche Laune ein, als ich mir meinen neuerworbenen Artemis-Goethe in den Raum trug, von dem ich mit Prospero zärtlich zu sagen pflege: «My library was dukedom large enough.» Doch wie gerne ließ er sichs gefallen, als ihn Rudolf Alexander Schröder in dem zierlichen grünen Ganzlederband der «Oltner Bücherfreunde», «Neue Gedichte», daran erinnerte, daß Knuchel & Kahl einst Möbel nach Schröderschen Entwürfen gebaut hatten: «Mit Hoffnung tragen sich die Jungen; / Was alt wird, pflegt Erinnerungen. / Mich dünkt der Handel nicht verkehrt: / Die eine ist die andre wert. – Herrn Wilhelm Kahl mit herzlichen Glückwünschen im Gedächtnis alter guter Zeiten. – Weihnachten 1949.»

Der Vater hat sich in seiner Bücherei kein Denkmal errichtet. Dennoch läßt sie Linien der Entwicklung eines in Deutschland geborenen, in Zürich zu geschäftlicher und persönlicher Selbständigkeit aufgestiegenen Handwerkers verfolgen. Sie zeugt für redliches Bemühen, der Wirklichkeit auch geistig gewachsen zu sein. Es fehlt alles in ihr, was durch unredliche Zierde über Fehlendes täuschte. Sie ist so ganz aus dem geboren, was man heute in schrecklicher Vereinfachung meist voreilig ablehnend den «Geist des neunzehnten Jahrhunderts» nennt: aus dem Glauben an die diesseitige Erfüllung des irdischen Geschicks. So erstaunt es nicht, wenn auf den Regalen des Vaters keine Bücher zu frommer Erbauung und keine theologischen Werke standen. Er überschritt weder handelnd noch denkend oder lesend die klaren Grenzen des Gesetzes, wonach er angetreten.

LEGENDEN ZU DEN FOLGENDEN VIER BILDSEITEN (Text S. 14ff.)

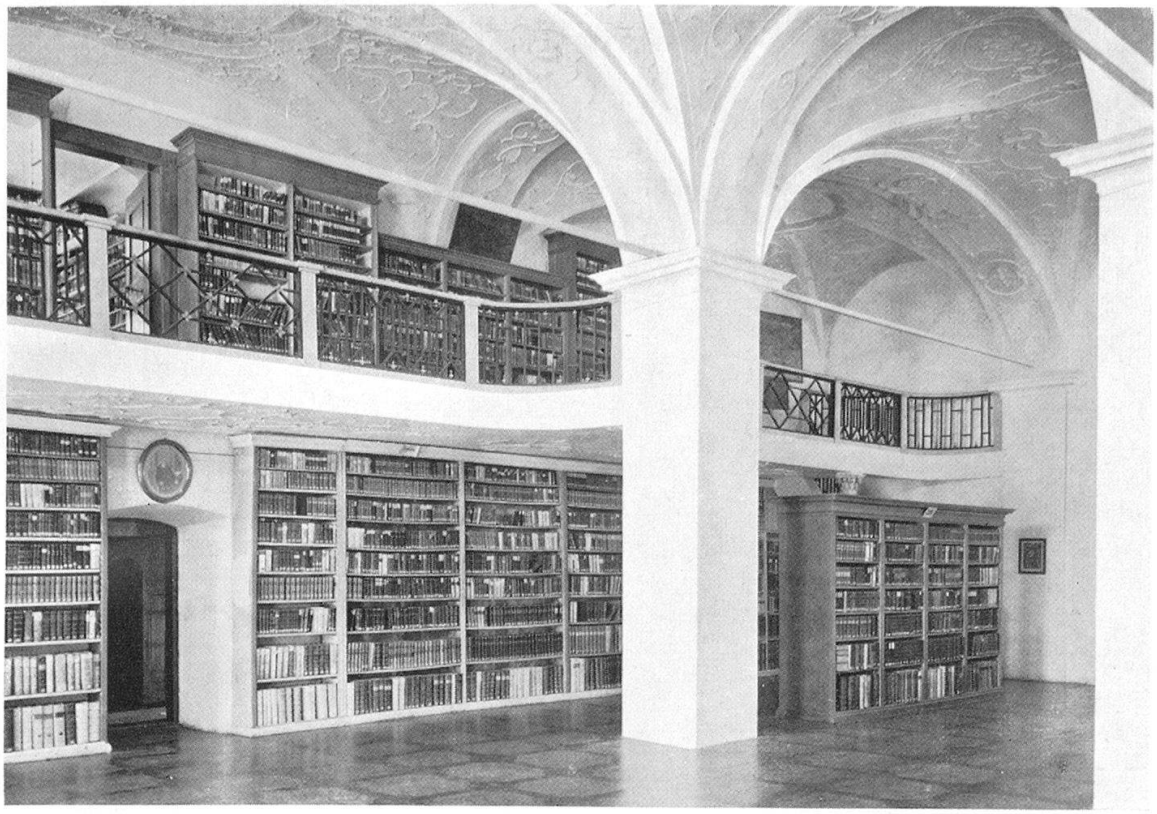
1 Der Saal der Stiftsbibliothek Engelberg ist 1730–1737 erbaut worden. Er wurde im 19. Jahrhundert etwas umgestaltet. Die Stukkaturen stammen von Joseph Meyer von Bregenz.

2 Das Lesezimmer wurde 1926–32 errichtet und von Bruder Kolumban Louis mit Intarsien geschmückt.

3 Hauptwerk des Engelberger Meisters ist Codex 14: St. Augustin, De Trinitate. Die Blattgröße mißt 38,5 × 24 cm. Folio 162 zeigt eine der wenigen Miniaturen, die sich an den Inhalt des Werkes anlehnen: Augustinus erklärt den Menschen als Ebenbild Gottes.

4 Die «Bibly», Codex 6 der Stiftsbibliothek Engelberg, ist ein Meisterwerk gotischer Kalligraphie. Das Blatt mißt 37 × 25 cm. Die Initiale P auf folio 102 verso ist in den Grundfarben Rot und Blau gestaltet.

5 Der erste Schweizer Nachdruck von Luthers Altem Testament, erschienen im gleichen Jahre 1523 bei Thomas Wolff in Basel (Kleinquart).



1

2

VOLENTES in rebus que facta sunt ad cognoscendu eu a quo facte s excercere lectore. ia puenim ad ei imagine qd e ho. in eo q cetis animalib antecellit. ide rone l intelligentia. 7 q cq d aliud de anima ronali l intellectuali dici pot. qd pinet ad ea re q mens uocat. l anim. q nomine nnulli auctores latine lingue id qd excellit in home: 7 n e in peccore ab anima q ine e peccori. suo qdam loquendi more distinguunt. Sup hanc g naturā si queri mus aliqd e uerū querim. ds e natura seil n creata. s; creatr. q uerū sit initial n solu diuine septure auctoritate: uerū e intelligentib aliq si possum rone ia demonstrare debem. cur au si possum dicere. res ipsa cu queri disputando cepit. meli indicabit. Ds ipse ipse q querim. adiuuabit ut spo. ne sit infructuosus labor nr. 7 intelligam qmadmodu dictu sit in psalmo sco. letet cor querentiu dnm. querite dnm e cfirma mini. qrite facie ei semper. Secundum. Videt eni qd semp qrit nūq inueniri. 7 qm ia leta bit. 7 n poti contristabit cor qrentiu. si n potuerit inuenire qd querunt. Non eni ait letet cor inuenientiu. s; q rentiu dnm. 7 in dm dnm inueniri posse du quer it. testat esayas ppha cu dic. Querite dm. 7 mox ut inuenitis inuocate eu. 7 cu appropinquerit uob. derelinq impi uia sua. 7 uir iniqu cogitationes sua. Si g q sit inueniri pot. cur dictu e. qrite facie ei semp. An 7 inuenit forte qrend e. Sic eni

Cave ab isto Interprete videtur enim
vel ex ipso Prologo ad Lectorem, Apocrypha &c.

Das Allt Testament yetzt

recht grüntlich auß dem Ebreischē teutscht vñ auf ein rechten verstāt bracht. Vnd an vil örtern erklärt vñ bessert/ welchs in den vorigen gar schwer/ tunckel vñ falsch gewesen ist.

Zů Basel.
M. D. XXiij.

Monasterii Engelberg